



# Leseprobe

Robert Harris

**Dictator**

Roman

---

Bestellen Sie mit einem Klick für 12,00 €



---

Seiten: 528

Erscheinungstermin: 09. Januar 2017

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

[www.penguinrandomhouse.de](http://www.penguinrandomhouse.de)

# Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

## Zum Buch

---

Einst konnte Cicero über Caesars Leben walten. Jetzt hat Caesar die Oberhand, während Ciceros Leben in Trümmern liegt. Mit Witz, Geschick und Mut schafft es der legendäre Redner jedoch, aus dem Exil nach Rom in den Senat zurückzukehren. Dort hat sich alles und nichts geändert. Politik ist eben ein Geschäft – mitunter ein blutiges.



### Autor

## Robert Harris

---

Robert Harris wurde 1957 in Nottingham geboren und studierte in Cambridge. Seine Romane »Vaterland«, »Enigma«, »Aurora«, »Pompeji«, »Imperium«, »Ghost«, »Titan«, »Angst«, »Intrige«, »Dictator«, »Konklave«, »München«, »Der zweite Schlaf« und zuletzt »Vergeltung« wurden allesamt internationale Bestseller. Seine Zusammenarbeit mit Roman Polański bei der Verfilmung von »Ghost« (»Der Ghostwriter«) brachte ihm den französischen »César« und den »Europäischen Filmpreis« für das beste Drehbuch ein. Die Verfilmung von »Intrige« – wiederum unter der Regie Polańskis – erhielt auf den Filmfestspielen in Venedig 2019 den großen Preis der Jury, den Silbernen Löwen. Robert Harris lebt mit seiner Familie in Berkshire.



ROBERT HARRIS

# Dictator

ROMAN

Aus dem Englischen von  
Wolfgang Müller

WILHELM HEYNE VERLAG  
MÜNCHEN

FÜR HOLLY

## ANMERKUNGEN DES AUTORS

In Form einer von seinem Privatsekretär Tiro verfassten Biografie erzählt *Dictator* die Geschichte der letzten fünfzehn Jahre im Leben des römischen Staatsmannes Cicero.

Dass es diesen Tiro gegeben hat und dass er ein solches Buch geschrieben hat, sind belegte historische Tatsachen. Er wurde als Sklave auf dem Familienbesitz der Ciceros geboren, war drei Jahre jünger als sein Herr, überlebte diesen aber bei Weitem und wurde laut Kirchenvater Hieronymus hundert Jahre alt.

»Deine Dienste an mir sind nicht zu zählen«, schrieb Cicero 50 v. Chr. in einem Brief an ihn, »im Haus und auf dem Forum, in der Stadt und in der Provinz, in privaten und öffentlichen Belangen, bei meinen Studien und literarischen Arbeiten ...« Tiro war der erste Mensch, der eine Senatsrede im Wortlaut aufzeichnete. Sein unter der Bezeichnung *notae Tironianae* bekannt gewordenes Kurzschriftsystem wurde von der Kirche noch im neunten Jahrhundert benutzt. Einige Reste dieses Systems haben sogar noch bis in die Neuzeit überlebt. Er schrieb auch mehrere Abhandlungen über die Entwicklung der lateinischen Sprache. Tiros mehrbändiges Werk über das Leben Ciceros nennt der Historiker Asconius Pedianus im ersten Jahrhundert in seinen Kommentaren zu Ciceros Reden als eine seiner Quellen. Plutarch zitiert das Werk zweimal. Aber wie alle anderen

literarischen Arbeiten Tiros ging auch seine Biografie über Cicero beim Untergang des Römischen Reiches verloren.

Was für ein Werk mag das gewesen sein? Ciceros Leben war außergewöhnlich, selbst an den Maßstäben jener Zeit gemessen. Verglichen mit seinen Rivalen aus der Aristokratie stammte er aus relativ einfachen Verhältnissen. Obwohl er sich für das Militärhandwerk nicht im Geringsten interessierte, machte er dank seinen Fähigkeiten als Redner und seinem intellektuellen Scharfsinn eine rasante Karriere, durchlief alle Stufen des politischen Systems der römischen Republik, bis er schließlich allen Widrigkeiten zum Trotz im jüngstmöglichen Alter von zweiundvierzig Jahren zum Konsul gewählt wurde.

In seinem krisengeschüttelten Amtsjahr 63 v. Chr. musste er sich mit der Verschwörung des Sergius Catilina zum Sturz der Republik auseinandersetzen. Um die Revolte niederzuschlagen, befahl der Senat unter Ciceros Vorsitz die Hinrichtung von fünf prominenten Bürgern Roms – ein Ereignis, das ihn zeit seines Lebens verfolgen sollte.

Als sich später die drei mächtigsten Männer Roms – Julius Caesar, Pompeius Magnus und Marcus Crassus – im sogenannten Triumvirat verbündeten, um die Macht im Staat auszuüben, entschloss sich Cicero zum Widerstand. Caesar schlug zurück, indem er seine Befugnisse als Oberster Priester einsetzte und den ehrgeizigen aristokratischen Demagogen Clodius – einen alten Feind Ciceros – auf ihn hetzte. Caesar erlaubte Clodius, seinen Stand als Patrizier zu verlassen und Plebejer zu werden, was ihm die Möglichkeit eröffnete, sich zum Volkstribunen wählen zu lassen. Tribunen hatten die Macht, Bürger vor die Volksversammlung zu zerren, sie zu drangsalieren und zu verfolgen. Cicero entschied sich zur Flucht aus Rom. An diesem Punkt in Ciceros Lebensgeschichte setzt *Dictator* ein.

Mein Ziel ist es gewesen, innerhalb der Konventionen des Romans so präzise, wie es mir möglich war, das Ende der

römischen Republik nachzuzeichnen, wie Cicero und Tiro es erlebt haben könnten. Wo immer möglich, habe ich bei Briefen, Reden und der Schilderung von Ereignissen die Originalquellen herangezogen.

Zumindest bis zu den Ereignissen der Jahre 1933 bis 1945 umfasst *Dictator* wohl die dramatischste Periode der Menschheitsgeschichte. Zur besseren Orientierung in Ciceros an Dramatik kaum zu überbietender Welt findet der Leser am Ende des Buchs Karten, ein Glossar und eine Liste der handelnden Personen.

*Robert Harris*  
*Kintbury, 8. Juni 2015*

»Die Schwermut der antiken Welt erscheint mir tiefgründiger zu sein als die moderner Menschen, die alle mehr oder weniger annehmen, dass jenseits der dunklen Leere die Unsterblichkeit liegt. Für den antiken Menschen jedoch war das »schwarze Loch« die Unendlichkeit selbst. Seine Träume tauchen auf und verschwinden vor einem unveränderlichen, ebenholzschwarzen Hintergrund. Kein Aufschrei, keine Erschütterungen – nichts als ein starrer, nachdenklicher Blick. Gerade als die Götter schon nicht mehr da waren und Christus noch nicht gekommen, gab es diesen einzigartigen Augenblick in der Geschichte, von Cicero bis Mark Aurel, da stand der Mensch allein. Nirgends sonst finde ich diese besondere Majestät.«

*Gustave Flaubert,  
Brief an Mme Roger des Genettes, 1861*

»Als Lebender vergrößerte Cicero das Leben. Das schaffen auch seine Briefe, wenn auch nur für den einen oder anderen Studenten, der zum banalen Alltag auf Distanz geht, um unter den in Togen gewandeten Menschen Vergils zu leben, den verzweifelten Herren einer größeren Welt.«

*D. R. Shackleton Bailey,  
Cicero, 1971*

TEIL EINS

# EXILIUM

58 v. Chr. – 47 v. Chr.

NESCIRE AUTEM QUID ANTE QUAM NATUS  
SIS ACCIDERIT, ID EST SEMPER ESSE PUERUM.

QUID ENIM EST AETAS HOMINIS,  
NISI EA MEMORIA RERUM VETERUM CUM  
SUPERIORUM AETATE CONTEXITUR?

Wer nicht weiß, was vor seiner Geburt geschehen ist,  
wird immer ein Kind bleiben. Denn was ist  
das Leben des Menschen, wenn es nicht durch  
die Aufzeichnungen der Geschichte mit  
dem Leben seiner Vorfahren verwoben ist?

*Cicero, Der Redner, 46 v. Chr.*

## KAPITEL I

Ich erinnere mich an Caesars schmetternde Kriegshörner, deren Klang uns über die dunkle Ebene Latiums jagte – ein sehnächtiges, klagendes Heulen wie von brünstigen Tieren. Und daran, wie sie verstummten und nur noch unser drängendes Keuchen und unsere schlitternden Schuhe auf der eisigen Straße zu hören waren.

Den unsterblichen Göttern hatte es nicht genügt, Cicero von seinen Mitbürgern bespucken und beschimpfen zu lassen, nicht, ihn mitten in der Nacht von den Heimstätten und Altären seiner Familie und seiner Vorfahren vertrieben zu sehen, nicht einmal, ihn bei seiner Flucht zu Fuß aus Rom zu nötigen, das eigene Haus in Flammen aufgehen zu sehen. Zusätzlich zu all diesen Qualen hatten sie noch eine weitere Demütigung für ihn bereitgehalten: ihn zu zwingen, mit anzuhören, wie die Armee seines Feindes ihre Zelte auf dem Marsfeld abbrach.

Obwohl er der älteste der Gruppe war, hielt er mit dem schnellen Tempo von uns anderen Schritt. Noch vor Kurzem hatte er das Leben Caesars in der Hand gehalten. Er hätte ihn zerquetschen können wie ein Ei. Nun führte sie das Schicksal in völlig entgegengesetzte Richtungen. Während Cicero nach Süden eilte, um seinen Feinden zu entkommen, marschierte der Architekt seines Niedergangs nach Norden, um sich bei der Provinzen Galliens zu bemächtigen.

Er ging mit gesenktem Kopf, sagte kein Wort. Wahrscheinlich war er zum Sprechen zu verzweifelt. Erst bei Tagesanbruch in Bovillae, wo die Pferde auf uns warteten und wir den zweiten Abschnitt unserer Reise in Angriff nehmen wollten, hielt er beim Einsteigen in die Kutsche plötzlich inne. »Meinst du, wir sollten umkehren?«

Die Frage überraschte mich. »Ich weiß nicht«, sagte ich. »Darüber habe ich noch nicht nachgedacht.«

»Dann denke jetzt darüber nach. Also: Warum fliehen wir aus Rom?«

»Wegen Clodius und seinem Pöbel.«

»Und warum ist Clodius so mächtig?«

»Weil er als Volkstribun Gesetze gegen Euch erlassen kann.«

»Und wer hat es ihm ermöglicht, Volkstribun zu werden?«

Ich zögerte. »Caesar.«

»Genau, Caesar. Glaubst du auch nur einen Augenblick, dass sein Aufbruch nach Gallien exakt zu dieser Stunde Zufall war? Natürlich nicht! Er wartet, bis ihm seine Spitzel melden, dass ich die Stadt verlassen habe, dann setzt er seine Armee in Marsch. Warum? Ich hatte schon immer vermutet, dass er Clodius' Aufstieg gefördert hat, um mich dafür zu bestrafen, dass ich gegen ihn aufgekehrt habe. Aber was, wenn es von jeher sein Ziel gewesen war, mich aus der Stadt zu vertreiben? Welcher Plan erfordert es, dass erst ich die Stadt verlassen muss, bevor auch er sie verlassen kann?«

Ich hätte die Logik seiner Gedanken begreifen müssen. Ich hätte auf Umkehr dringen müssen. Aber ich hatte, wenn ich ehrlich bin, zu viel Angst davor, was Clodius' Schläger uns antun könnten, sollten sie uns bei unserer Rückkehr in die Stadt aufgreifen.

»Das ist eine gute Frage«, sagte ich stattdessen. »Und ich habe keine Antwort darauf. Aber würde es nicht einen unentschlossenen Eindruck machen, wenn Ihr plötzlich wieder auf-

tauchtet, nachdem Ihr Euch schon von allen verabschiedet habt? Außerdem hat Clodius Euer Haus niedergebrannt – wohin würden wir gehen? Wer würde uns aufnehmen? Ich glaube, es ist weiser, am ursprünglichen Plan festzuhalten und sich so weit wie möglich von Rom zu entfernen.«

Er lehnte den Kopf an die Seitenwand der Kutsche und schloss die Augen. Ich war schockiert, wie er nach einer Nacht auf der Straße aussah. Haare und Bart hatte er seit Wochen nicht mehr schneiden lassen. Er trug eine schwarze Toga. Dieses öffentliche Zeichen der Trauer ließ ihn viel älter aussehen als die achtundvierzig Jahre, die er tatsächlich war. In dem blassgrauen Licht sah er aus wie ein uralter Bettelmönch. Er seufzte. »Ich weiß nicht, Tiro. Vielleicht hast du recht. Ich habe so lange nicht mehr geschlafen. Ich weiß nicht mehr, was ich denken soll, ich bin zu müde.«

Und so machten wir den verhängnisvollen Fehler, unseren Weg nach Süden an diesem und den folgenden zwölf Tagen fortzusetzen, um einen vermeintlich sicheren Abstand zwischen uns und die Gefahr zu legen.

Um kein Aufsehen zu erregen, reisten wir mit kleinstem Gefolge – ein Kutscher und drei bewaffnete Sklaven, von denen einer vor und zwei hinter uns ritten. Zur Begleichung unserer Reisekosten hatte uns Atticus, Ciceros ältester und engster Freund, eine Kasse mit Gold- und Silbermünzen überlassen, die unter unserer Sitzbank versteckt war. Wir übernachteten nur in Häusern von vertrauenswürdigen Männern, und das auch nur für jeweils eine Nacht. Wir mieden all jene Orte, an denen man Cicero vielleicht vermuten würde, zum Beispiel seine Strandvilla in Formiae, wo ihn seine Verfolger, wie Cicero annahm, sicher als Erstes suchen würden, und die Bucht von Neapel, wohin auf der Suche nach Wintersonne und warmen Quellen bereits Scharen von Römern strömten. Stattdessen strebten wir so schnell wie möglich dem Zeh Italiens zu.

Ciceros während der Reise gereifter Plan lautete, nach Sizilien zu reisen und dort so lange zu bleiben, bis man in Rom nicht mehr gegen ihn agitieren würde. »Der Pöbel wird sich schließlich gegen Clodius wenden«, prophezeite er. »Das liegt in der Natur des Pöbels. Er wird immer mein Todfeind, aber nicht immer Volkstribun bleiben – das dürfen wir nie vergessen. In neun Monaten ist seine Amtszeit abgelaufen, dann können wir wieder zurück.«

Wegen seiner erfolgreichen Klage gegen Verres, den tyrannischen Statthalter der Insel, war er sich seiner wohlwollenden Aufnahme durch die Sizilier sicher – auch wenn dieser Glanzsieg, der seine politische Karriere begründet hatte, schon zwölf Jahre zurücklag und Clodius erst kürzlich als Magistrat in der Provinz amtiert hatte. Ich hatte Briefe vorausgeschickt und Ciceros Absicht kundgetan, um Asyl zu bitten.

Als wir den Hafen von Regium erreichten, mieteten wir ein kleines Boot mit sechs Männern, die uns über die Meerenge nach Messina rudern sollten.

Wir verließen den Hafen an einem klaren, kalten Wintermorgen. Das Meer und der Himmel waren blau – die Trennlinie zwischen dem dunklen Wasser und der hellen Luft war so scharf wie eine Klinge. Die Strecke nach Messina betrug nur drei Meilen, für die wir nicht einmal eine Stunde brauchten. Wir waren schon so nah ans Ufer gerudert, dass wir auf den Felsen Ciceros Anhänger sehen konnten. Doch zwischen uns und der Hafeneinfahrt ankerte ein Kriegsschiff, das die rote und grüne Flagge des Statthalters von Sizilien, Gaius Vergilius, gehisst hatte. Als wir auf den Leuchtturm zuhielten, lichtete das Schiff den Anker, bewegte sich langsam vorwärts und versperrte uns die Durchfahrt. Umgeben von seinen Likatoren, stand Vergilius an der Reling. Er verzog das Gesicht, als er sah, wie ungepflegt Cicero war. Dann rief er einen Gruß zu uns herunter, den Cicero mit freundlichen Worten

erwiderte. Sie kannten sich seit vielen Jahren, aus ihrer Zeit im Senat.

Vergilius fragte ihn nach seinen Plänen.

Cicero antwortete, dass er natürlich den Plan habe, an Land zu kommen.

»Das hat man mir berichtet«, sagte Vergilius. »Das kann ich dir aber leider nicht erlauben.«

»Warum?«

»Weil Clodius ein neues Gesetz erlassen hat.«

»Um welches neue Gesetz handelt es sich? Es gibt so viele, man verliert leicht den Überblick.«

Vergilius machte einem seiner Begleiter ein Zeichen, der daraufhin ein Dokument hervorholte und es zu mir herunterreichte. Ich gab es Cicero. Bis zum heutigen Tag kann ich mich daran erinnern, dass es in der leichten Brise wie ein Lebewesen flatterte. Es war das einzige Geräusch in der Stille. Cicero ließ sich Zeit. Als er es gelesen hatte, reichte er es mir kommentarlos.

#### LEX CLODIA IN CICERONEM

*Da M. T. Cicero römische Bürger ohne Anhörung und ohne Urteilsspruch zu Tode gebracht und zu diesem Zwecke die Autorität und Rechtskraft des Senats missbraucht hat, wird seine Ächtung in einem Umkreis von vierhundert Meilen um Rom verfügt. Es wird weiter verfügt, dass ihn niemand unter Androhung des Todes beherbergen oder empfangen darf, dass all seine Liegenschaften und Besitztümer verfallen, dass sein Haus in Rom zerstört und an seiner Stelle ein Schrein für die Freiheitsgöttin Libertas geweiht wird und dass jeder, der zu seinen Gunsten handelt, spricht, abstimmt oder Schritte zu seiner Rückkehr einleitet, als Staatsfeind behandelt wird, es sei denn, diejenigen, die Cicero gesetzwidrig zu Tode gebracht hat, würden wieder zum Leben erweckt werden.*

Es musste ein schrecklicher Schlag für ihn gewesen sein. Aber er riss sich zusammen und tat die Sache mit einer beiläufigen Handbewegung ab. »Wann wurde dieser Unsinn öffentlich gemacht?«

»Mir wurde berichtet, dass das Gesetz in Rom vor acht Tagen angeschlagen wurde. Es ist erst gestern in meine Hände gelangt.«

»Nun, dann ist es noch nicht Gesetz und kann auch nicht Gesetz werden, bevor es nicht ein drittes Mal gelesen wurde. Mein Sekretär kann dir das bestätigen.« Er wandte sich zu mir um. »Tiro, nenne dem Statthalter das frühestmögliche Datum, an dem es verabschiedet werden kann.«

Ich versuchte, es auszurechnen. Bevor eine Gesetzesvorlage zur Abstimmung gelangen konnte, musste sie an drei aufeinanderfolgenden Markttagen auf dem Forum verlesen werden. Aber meine Gedanken waren noch so durcheinander von dem gerade Gelesenen, dass mir einfach nicht einfallen wollte, welchen Wochentag wir hatten, ganz zu schweigen davon, welche die Markttag waren. »Von heute gerechnet in zwanzig Tagen«, sagte ich aufs Geratewohl. »Vielleicht fünfundzwanzig.«

»Da hast du's«, rief Cicero. »Selbst wenn es durchgeht, und ich bin mir sicher, dass es nicht durchgeht, habe ich noch eine Gnadenfrist von drei Wochen.« Er stieg in den Bug des Bootes, stemmte sich breitbeinig gegen das Schaukeln des Rumpfes und breitete bittend die Arme aus. »Mein lieber Vergilius, um unserer alten Freundschaft willen, gestatte mir nach dieser langen Reise wenigstens, dass ich an Land gehen und ein oder zwei Nächte im Kreise meiner Anhänger verbringen kann.«

»Es tut mir leid, aber das Risiko kann ich nicht eingehen. Ich habe meine juristischen Berater konsultiert. Sie sagen, selbst wenn du bis zur westlichsten Spitze der Insel reist, nach Lilybaeum, würdest du dich weniger als dreihundertfünfzig

Meilen von Rom entfernt aufhalten, und dann hätte ich Clodius im Nacken.«

Jetzt war es aus mit Ciceros freundlichem Ton. Kühl sagte er: »Du hast nach dem Gesetz kein Recht, die Reise eines römischen Bürgers zu behindern.«

»Ich habe jedes Recht, den Frieden in meiner Provinz zu schützen. Und hier ist, wie du weißt, mein Wort das Gesetz ...«

Er schien seine Worte zu bedauern, ja, ich würde sogar sagen, er war beschämt. Aber er ließ sich nicht erweichen, und nachdem sie einige weitere zornige Worte gewechselt hatten, blieb uns keine Wahl, als nach Regium zurückzurudern. Die Leute am Ufer reagierten auf unsere Umkehr mit Schreckensschreien, und zum ersten Mal fiel mir auf, dass Cicero ernsthaft besorgt war. Vergilius war sein Freund. Wenn sich ein Freund so verhielt, dann würde sich schon bald ganz Italien gegen ihn wenden. Eine Rückkehr nach Rom, um das Gesetz zu bekämpfen, war viel zu gefährlich. Er hatte die Stadt zu spät verlassen. Abgesehen von den physischen Gefahren, die die Reise mit sich bringen würde, wäre das Gesetz wahrscheinlich schon verabschiedet, und dann säßen wir fest, vierhundert Meilen von der Grenzlinie entfernt, die das Gesetz vorschrieb. Um den Bedingungen seines Exils zu genügen, musste er sofort ins Ausland fliehen. Wegen Caesar kam Gallien natürlich nicht infrage. Es blieb nur ein Ort irgendwo im Osten – Griechenland vielleicht oder Asia. Unglücklicherweise befanden wir uns auf der falschen Seite des Stiefels. Wir mussten erst auf die adriatische Seite nach Brundisium gelangen, dort ein Schiff finden, das groß genug für eine so lange Reise war, um unsere Flucht dann über das im Winter tückische Meer antreten zu können. Eine ausnehmend üble Lage – wie sie ohne Zweifel von Caesar, dem Paten und Schöpfer von Clodius, auch beabsichtigt war.



Nach zwei mühseligen Wochen, oft bei schwerem Regen und auf schlechten Straßen, hatten wir die Berge überquert. Ständig witterten wir Hinterhalte, obwohl wir in den primitiven Dörfern durchweg freundlich empfangen wurden. Wir schliefen in verrauchten, eiskalten Gasthäusern und aßen hartes Brot und fettes Fleisch, das durch den sauren Wein kaum genießbarer wurde. Ciceros Laune schwankte zwischen Zorn und Verzweiflung. Er wusste inzwischen, dass es ein furchtbarer Fehler gewesen war, Rom zu verlassen. Es war Wahnsinn gewesen, das Feld zu räumen und Clodius Gelegenheit zu geben, die falsche Anschuldigung in die Welt zu setzen, er habe römische Bürger ohne Anhörung und ohne Urteilspruch hinrichten lassen, obwohl in Wahrheit alle fünf catilinarischen Verschwörer sich hatten verteidigen dürfen und ihre Hinrichtung vom gesamten Senat gebilligt worden war. Aber seine Flucht lief auf ein Schuldeingeständnis hinaus. Als er Caesars Trompeten hörte und ihm zum ersten Mal sein Irrtum zu dämmern begann, hätte er seinem Instinkt folgen und umkehren sollen. Er weinte über die Katastrophe, in die seine Torheit und Ängstlichkeit seine Frau und die Kinder gestürzt hatten.

Und als er sich genug für seine Schwäche gezeigelt hatte, fluchte er auf Hortensius und »den Rest der aristokratischen Bande«, die ihm den Aufstieg aus bescheidenen Verhältnissen zum Konsul und Retter der Republik nie verziehen hatten: Sie hatten ihn mit Absicht zur Flucht gedrängt, um ihn zu ruinieren. Er hätte Sokrates' Beispiel beherzigen sollen, der behauptete, der Tod sei dem Exil vorzuziehen. Ja, er hätte sich entleiben sollen. Er packte das Messer, das auf dem Esstisch lag. Er *würde* sich umbringen! Ich sagte nichts. Ich nahm seine Drohung nicht ernst. Er konnte kein Blut sehen – nicht das anderer Menschen und schon gar nicht das eigene. Sein Leben lang hatte er Militärexpeditionen, die Spiele, öffent-

liche Exekutionen oder Bestattungen gemieden – alles, was ihn an die Sterblichkeit des Menschen erinnerte. Ein möglicher Schmerz jagte ihm schon Angst ein, erst recht der Gedanke an den Tod – was, obwohl ich mir natürlich nie die Unverfrorenheit herausnehmen würde, das auch auszusprechen, der entscheidende Grund für seine Flucht aus Rom war.

Als schließlich die befestigten Mauern Brundisiums vor uns auftauchten, entschied er sich gegen ein Betreten der Stadt. Der Hafen sei so groß und geschäftig, so voller Fremder und so vorhersehbar sein Ziel, dass er davon überzeugt war, er sei der naheliegende Ort für einen Anschlag auf ihn. Stattdessen suchte er etwas weiter nördlich an der Küste Zuflucht, im Haus seines alten Freundes Marcus Laenius Flaccus. In jener Nacht schliefen wir zum ersten Mal seit drei Wochen in anständigen Betten, und am nächsten Morgen gingen wir hinunter zum Strand. Die Wellen waren wilder als auf der Sizilien zugewandten Seite. Ein kräftiger Wind schleuderte sie unablässig auf die Felsen und den Kies. Cicero verabscheute Seereisen jeder Art, und diese hier versprach besonders unangenehm zu werden. Und doch war es unsere einzige Möglichkeit zur Flucht. Einhundertzwanzig Meilen hinter dem Horizont lag die illyrische Küste.

Als Flaccus seinen Gesichtsausdruck sah, sagte er: »Kopf hoch, Cicero. Vielleicht geht das Gesetz ja nicht durch, oder einer der Volkstribunen legt sein Veto ein. Es muss doch in Rom noch jemanden geben, der für dich Partei ergreift. Doch sicher Pompeius, oder?«

Cicero schaute mit starrem Blick hinaus aufs Meer und sagte kein Wort. Ein paar Tage später erreichte uns die Nachricht, dass die Vorlage tatsächlich verabschiedet und nun Gesetz sei, weshalb Flaccus nun aus dem einfachen Grund, dass sich auf seinem Anwesen ein verurteilter Verbannter aufhielt,

eines Kapitalverbrechens schuldig war. Dennoch versuchte er, uns zum Bleiben zu überreden, Clodius könne ihm nun wirklich keine Angst einjagen. Aber Cicero wollte nichts davon wissen. »Deine Loyalität rührt mich, alter Freund, aber dieses Ungeheuer hat sicher noch in der Sekunde, als das Gesetz verabschiedet wurde, einen Haufen Söldner losgeschickt, die mich festsetzen sollen. Wir haben keine Zeit zu verlieren.«

Ich hatte im Hafen von Brundisium ein Handelsschiff ausfindig machen können, dessen klammer Kapitän gegen ein stattliches Entgelt gewillt war, das Risiko einer winterlichen Fahrt über die Adria zu wagen. Bei Sonnenaufgang des nächsten Tages, als sonst noch niemand auf den Beinen war, gingen wir an Bord. Das Schiff war robust, aus breiten Balken gebaut, mit einer zwanzigköpfigen Mannschaft, die regelmäßig die Handelslinie zwischen Italien und Dyrhachium befuhr. Ich kannte mich in diesen Dingen nicht aus, aber das Schiff machte auf mich einen sicheren Eindruck. Der Kapitän schätzte, die Überfahrt würde etwa anderthalb Tage dauern, aber wir müssten schnell ablegen, um den günstigen Wind zu nutzen. Während die Seeleute das Schiff seeklar machten und Flaccus am Kai wartete, diktierte Cicero mir schnell noch eine letzte Botschaft an seine Frau und die Kinder. *Ich hatte ein gutes Leben, eine erfolgreiche Laufbahn – das Gute in mir, nicht das Schlechte, hat mich in die Tiefe gerissen. Meine liebe Terentia, du treueste und beste aller Frauen, Tullia, meine geliebte Tochter, und du, Marcus, unsere einzig verbliebene Hoffnung – lebt wohl!* Ich schrieb die Zeilen nieder und gab sie Flaccus. Er hob eine Hand zum Abschied. Dann wurde das Segel entrollt, und die Leinen wurden losgemacht. Die Ruderer drückten uns von der Hafenmauer weg, und wir legten ab und glitten in den blassgrauen Morgen.



Anfangs machten wir gute Fahrt. Cicero stand hoch über uns anderen auf dem Steuermannsdeck, stützte sich auf die Reling und beobachtete, wie der große Leuchtturm von Brundisium hinter uns verschwand. Abgesehen von seinen Sizilienreisen, war es das erste Mal seit seiner Jugend, als er auf Rhodos Molons Rhetorikschule besucht hatte, dass er Italien verließ. Von allen Männern, die ich je kennengelernt habe, war Cicero von seiner Veranlagung her der am wenigsten für das Exil geeignete. Für ein befriedigendes Leben brauchte er die Ingredienzien einer zivilisierten Gesellschaft – Freunde, Nachrichten, Klatsch, Gespräche, Politik, Abendgesellschaften, Theater, Badehäuser, Bücher, prächtige Gebäude. All das entschwanden zu sehen muss eine Qual für ihn gewesen sein.

Dennoch war es in weniger als einer Stunde verschwunden. Im Nichts versunken. Der Wind trieb uns kräftig voran, und beim Anblick der Schaumkronen kam mir Homers »und donnernd wogte die purpurne Flut um den Kiel des gleitenden Schiffes« in den Sinn. Doch dann, am späten Morgen, verlor das Schiff nach und nach an Fahrt. Das große, braune Segel hing schlaff am Mast, und die beiden Steuerleute, die links und rechts von uns an den Ruderpinnen standen, wechselten ängstliche Blicke. Schon bald zogen sich am Horizont dichte schwarze Wolken zusammen, die sich keine Stunde später wie eine Falltür über uns schlossen. Es wurde fast nachtdunkel, die Temperatur fiel. Als der Wind wieder auffrischte, war die See viel rauer als zuvor, aber diesmal peitschten die Böen uns die kalte Gischt von der Wasseroberfläche ins Gesicht. Hagelkörner prasselten auf das schwankende Deck.

Cicero fing an zu zittern, dann beugte er sich vor und übergab sich. Sein Gesicht war aschgrau. Ich legte ihm einen Arm um die Schulter und bedeutete ihm, dass es besser sei, in die Kabine zu gehen. Wir waren die Leiter halb hinuntergestiegen, als das Halbdunkel von einem Blitz zerrissen wurde, dem

eine Sekunde später ein ohrenbetäubendes, widerwärtiges Krachen folgte, das sich wie ein brechender Knochen oder ein splitternder Baumstamm anhörte. Ich war mir sicher, dass wir den Mast verloren hatten, denn plötzlich wurden wir hin und her geschleudert. Im Licht der Blitze türmten sich pechschwarz glänzende Berge auf und kippten wieder weg. Das Kreischen des Windes machte es unmöglich, zu sprechen oder etwas zu verstehen. Kurz entschlossen stieß ich Cicero in die Kabine, eilte hinter ihm her und schlug die Tür zu.

Wir versuchten aufzustehen, aber das Schiff hatte Schlagseite, und der Boden stand knöcheltief unter Wasser, sodass wir immer wieder ausrutschten. Das Schiff kippte von einer Seite auf die andere. Wir versuchten, uns an den Wänden festzuhalten, rutschten aber weiter mit losen Werkzeugen, Weinkrügen und Gerstensäcken im Dunkeln hin und her wie hilfloses Vieh, das in seinen Holzverschlägen auf dem Weg ins Schlachthaus war. Schließlich zwängten wir uns in eine Ecke und blieben dort durchnässt und zitternd liegen, während das Schiff uns weiter durchschüttelte. Ich hielt unser Ende für gekommen, schloss die Augen und flehte Neptun und alle Götter an, dass sie uns erretten mögen.

Eine lange Zeit verging. Wie lange, kann ich nicht sagen – sicherlich den Rest des Tages, die ganze Nacht und einen Teil des folgenden Tages. Cicero lag bewusstlos neben mir. Hin und wieder berührte ich seine kalte Wange, um mich zu vergewissern, dass er noch lebte. Jedes Mal öffnete er kurz die Augen und schloss sie gleich wieder. Er habe sich schon damit abgefunden gehabt zu ertrinken, sagte er später, nur sei er so elendig seekrank gewesen, dass er keinerlei Angst verspürt habe. Vielmehr habe er erkannt, dass die Natur in ihrer Barmherzigkeit dem Sterbenden die Schrecken der Vernichtung ersparte und den Tod wie eine willkommene Erlösung erscheinen ließ. Fast die größte Überraschung seines Lebens sei es für ihn gewesen,

als er am zweiten Tag aufgewacht sei und erkannt habe, dass der Sturm vorbei war und er sein Leben fortsetzen konnte. »Unglücklicherweise befinde ich mich aber in einer so erbärmlichen Lage, dass ich es fast bedauere.«

Als wir uns sicher waren, dass der Sturm sich endgültig gelegt hatte, gingen wir wieder an Deck. Die Seeleute warfen gerade die Leiche eines armen Teufels über Bord, dem eine ausschwingende Spiere den Kopf zerschmettert hatte. Die Adria war ölig glatt und ruhig, so grau wie der Himmel, und die Leiche versank fast ohne einen Spritzer. Im kalten Wind lag ein Geruch, den ich nicht genau bestimmen konnte, es roch nach Verrottung, nach Verwesung. Etwa eine Meile voraus sah ich eine Wand aus blankem, schwarzem Fels aus dem Wasser ragen. Ich nahm schon an, der Sturm hätte uns zurückgetrieben, zurück nach Italien. Aber der Kapitän lachte nur über meine Unwissenheit und sagte, das sei die illyrische Küste, das seien die berühmten Felsen, die die Zufahrt zur antiken Stadt Dyrrhachium bewachten.



Anfangs hatte Cicero vorgehabt, nach Epirus weiterzureisen, eine Gebirgslandschaft südlich von Dyrrhachium, wo Atticus ein großes Anwesen besaß, zu dem auch ein befestigtes Dorf gehörte. Es handelte sich um eine überaus triste Region, die sich nie von der schrecklichen Strafe erholt hatte, die der Senat hundert Jahre zuvor über sie verhängt hatte. Weil sie sich gegen Rom gestellt hatten, waren alle siebzig Städte dem Erdboden gleichgemacht und alle einhundertfünfzigtausend Bewohner als Sklaven verkauft worden. Trotzdem behauptete Cicero, dass ihn die Einsamkeit eines derart öden Fleckens nicht gestört hätte. Kurz bevor wir Italien verließen, hatte Atticus jedoch Cicero mitgeteilt, dass er zu seinem »großen Bedauern«

höchstens einen Monat bleiben könne, sonst würde seine Anwesenheit bekannt und er selbst könnte nach Paragraph zwei von Clodius' Gesetz wegen Beherbergung eines Verbannten zum Tode verurteilt werden.

Sogar als wir in Dyrrhachium an Land gingen, war Cicero noch unentschieden, wohin er reisen wollte – nach Epirus im Süden, wo er nur vorübergehend Unterschlupf finden konnte, oder nach Macedonia im Osten, wo sein alter Freund Appuleius Saturninus Statthalter war, und von da weiter nach Griechenland und Athen. Die Entscheidung wurde ihm schließlich abgenommen. Am Kai wartete ein Bote auf ihn – ein sehr nervöser junger Mann. Er schaute sich nach allen Seiten um, ob uns auch niemand beobachtete, dann zog er uns schnell in ein verlassenes Lagerhaus und überreichte uns einen Brief. Er war von Statthalter Saturninus. Er befindet sich nicht in meinem Archiv, da Cicero ihn mir, nachdem ich ihn vorgelesen hatte, wegnahm und zerriss. Dennoch erinnere ich mich noch genau an seinen Inhalt. Saturninus müsse ihm zu seinem »großen Bedauern« (wieder diese Floskel!) und trotz ihrer jahrelangen Freundschaft mitteilen, dass er Cicero nicht in seinem Haus aufnehmen könne, da es »mit der Würde eines römischen Statthalters unvereinbar ist, einem verurteilten Verbannten Beistand zu leisten«.

Hungrig, ausgelaugt, die Kleidung noch klamm von der Überfahrt, sank Cicero auf einem Stoffballen zusammen und schlug die Hände vors Gesicht. Der zerrissene Brief lag zu seinen Füßen. In diesem Augenblick sagte der Bote nervös: »Herr, ich habe noch einen zweiten Brief ...«

Er war von einem untergeordneten Beamten des Statthalters, dem Quästor Gnaeus Plancius. Seine Familie waren alte Nachbarn von Ciceros Stammsitz in Arpinum. Plancius schrieb, dass sein Brief geheim sei und dass er ihn mit demselben Boten schicke, da dieser vertrauenswürdig sei; dass er mit der

Entscheidung seines Vorgesetzten nicht einverstanden sei; dass es ihm eine Ehre sei, dem Vater des Vaterlandes seinen Schutz anzubieten; dass Geheimhaltung überlebenswichtig sei; dass er schon auf dem Weg zur Grenze Macedonias sei, um ihn dort zu treffen; und dass eine Kutsche bereitstehe, um Cicero umgehend und im Interesse seiner persönlichen Sicherheit aus Dyrrhachium herauszuschaffen. *Ich ersuche Euch dringend, Eure Abreise keine Stunde länger hinauszuzögern. Näheres unter vier Augen.*

»Vertraut Ihr ihm?«, fragte ich.

Cicero schaute auf den Boden und erwiderte mit leiser Stimme: »Nein. Aber habe ich eine Wahl?«

Mithilfe des Boten organisierte ich, dass unser Gepäck vom Schiff zur Kutsche des Quästors gebracht wurde – ein trostloses Vehikel, kaum besser als eine Gefängniszelle auf Rädern, ohne Federung und mit Metallgittern vor den Fenstern, so dass ein fliehender Fahrgast zwar hinausschauen, von außen aber nicht gesehen werden konnte. Wir rumpelten vom Hafen in die Stadt und reihten uns in den Verkehr auf der Via Egnatia ein, der großen Überlandstraße, die bis nach Byzantium führte. Es fing an zu graupeln. Ein paar Tage zuvor hatte ein Erdbeben die Gegend erschüttert, die in dem Schneeregen ein erbärmliches Bild abgab. Leichen lagen aufgereiht am Straßenrand, hier und da waren kleine Gruppen Überlebender zu sehen, die sich zwischen den Ruinen in provisorischen Zelten drängten oder zusammengekauert an rauchenden Feuern saßen. Es war dieser Geruch nach Zerstörung und Verzweiflung, den ich draußen auf dem Meer gerochen hatte.

Wir durchquerten die Ebene, hielten auf die schneebedeckten Berge zu und übernachteten in einem kleinen Dorf, das zwischen bedrohlich aufragenden Gipfeln eingeklemmt war. Das Gasthaus war verdreckt, in den Räumen im Erdgeschoss liefen Ziegen und Hühner herum. Cicero aß wenig und

sprach nichts. In dem fremden, öden Land mit seinen wild aussehenden Menschen war er schließlich in tiefe Verzweiflung verfallen. Am nächsten Morgen konnte ich ihn nur unter Mühen zum Aufstehen bewegen und überreden, die Reise fortzusetzen.

Zwei Tage lang führte die Straße hinauf in die Berge, bis wir einen großen See erreichten, dessen Ufer von Eis gesäumt war. Auf der anderen Seite befand sich der Ort Lychnidus, der die Grenze zu Macedonia markierte. Hier, auf dem Forum, erwartete uns Plancius. Er war Anfang dreißig, kräftig gebaut, trug militärische Uniform und wurde von einem Dutzend Legionären begleitet. Als sie sich plötzlich in Bewegung setzten und auf uns zumarschierten, geriet ich kurz in Panik und befürchtete, dass wir in eine Falle getappt waren. Aber die Wärme, mit der Plancius Cicero umarmte, und die Tränen in seinen Augen überzeugten mich sofort, dass er ein aufrichtiger Mensch war.

Er konnte sein Entsetzen über Ciceros Aussehen nicht verbergen. »Ihr braucht Ruhe, um wieder zu Kräften zu kommen«, sagte er. »Aber unglücklicherweise müssen wir gleich wieder aufbrechen.« Und dann erzählte er uns, was er nicht gewagt hatte, uns in seinem Brief mitzuteilen. Ihn hätten zuverlässige Informationen erreicht, dass drei der Verräter, die Cicero für ihre Rolle bei der Verschwörung des Catilina ins Exil geschickt hatte, auf der Suche nach ihm seien. Autronius Paetus, Cassius Longinus und Marcus Laeca hätten geschworen, ihn umzubringen.

»Dann gibt es auf der Welt keinen sicheren Ort mehr für mich«, sagte Cicero. »Wie sollen wir überleben?«

»Wie gesagt, unter meinem Schutz. Kommt mit mir nach Thessalonica, unter meinem Dach seid Ihr sicher. Bis zum letzten Jahr war ich Militärtribun, und ich stehe immer noch im aktiven Dienst. Es werden also Soldaten zu Eurem Schutz

bereitstehen, solange Ihr Euch innerhalb der Grenzen Macedonias aufhaltet. Mein Haus ist kein Palast, aber es ist sicher und steht Euch zur Verfügung, solange Ihr es benötigt.«

Cicero schaute ihn an. Abgesehen von Flaccus' Gastfreundschaft, war das seit Wochen – ja, seit Monaten – das erste echte Hilfsangebot. Dass es von einem jungen Mann kam, den er kaum kannte, während alte Verbündete wie Pompeius sich von ihm abgewandt hatten, berührte ihn tief. Er wollte etwas sagen, aber die Worte blieben ihm im Hals stecken, und er musste den Blick abwenden.



Die Via Egnatia führte einhundertfünfzig Meilen über die Berge Macedonias, dann hinunter in die Ebene von Amphaxis und bis zum Hafen von Thessalonica, wo die Reise schließlich endete – im Norden der Stadt, in einer einsamen Villa abseits einer belebten Durchgangsstraße, zwei Monate nach unserer Flucht aus Rom.

Fünf Jahre zuvor war Cicero der unumstrittene Herrscher über Rom gewesen, in der Zuneigung der Menschen nur übertroffen von Pompeius Magnus. Jetzt hatte er alles verloren – Ruf, Stellung, Familie, Besitz, Land und seinen Seelenfrieden. Aus Sicherheitsgründen konnte er die Villa tagsüber nicht verlassen. Seine Anwesenheit wurde geheim gehalten, am Eingangstor wurde eine Wache postiert. Dem Personal erzählte Plancius, sein anonymes Gast sei ein alter Freund, der an tiefer Trauer und Melancholie leide. Wie alle guten Lügen hatte das den Vorzug, wahr zu sein. Cicero aß und sprach wenig und verließ fast nie sein Zimmer. Seine Weinkrämpfe waren manchmal im ganzen Haus zu hören. Er empfing keine Besucher, sogar seinen Bruder Quintus, der nach Beendigung seiner Amtszeit als Statthalter von Asia auf der Rückreise

nach Rom war, musste ich abwimmeln. *Du würdest deinen Bruder nicht wiedererkennen*, schrieb er ihm entschuldigend. *Er ähnelt in nichts dem Mann, den du kennst, er ist ein Schatten seiner selbst*.

Ich tat mein Bestes, Cicero aufzumuntern, aber ohne Erfolg. Wie konnte ich, ein Sklave, seinen Verlust begreifen, ich, der ich nie etwas von Wert besessen hatte, was ich hätte verlieren können? Rückblickend weiß ich, dass meine Versuche, ihm Tröstung durch die Philosophie zu verschaffen, seinen Kummer nur noch verstärkten. Als ich es einmal mit dem Argument der Stoa versuchte – wenn allein die Tugend glücklich mache, dann seien Besitztümer und Stellung nicht vonnöten –, schleuderte er mir einen Schemel an den Kopf.

Wir waren zu Frühlingsanfang in Thessalonica angekommen. Ich machte es mir zur Aufgabe, Briefe an Ciceros Familie und Freunde zu schreiben, sie vertraulich über sein Versteck zu informieren und sie zu bitten, ihm unter Plancius' Adresse zu schreiben. Diese Botschaften benötigten drei Wochen bis Rom, und es dauerte weitere vier Wochen, bis die ersten Antworten eintrafen. Die Nachrichten, die sie enthielten, waren alles andere als ermutigend. Terentia berichtete, dass man die verkohlten Mauern ihres Hauses auf dem Palatin niedergefallen habe, sodass auf dem Grundstück – welche Ironie! – Clodius' Schrein zu Ehren der Freiheitsgöttin Libertas errichtet werden konnte. Die Villa in Formiae war gebrandschatzt, und auch der Landsitz in Tusculum war geplündert worden. Dort hatten Nachbarn sogar einige der Bäume aus dem Garten abtransportiert. Ohne Dach über dem Kopf hatte Terentia zunächst Zuflucht bei ihrer Schwester im Haus der Vestalinnen gefunden.

*Aber dieser gottlose Lump Clodius ist unter Missachtung aller heiligen Gesetze in den Tempel eingedrungen und hat mich zur Basilica Porcia gezerrt, wo er die Frechheit besaß, mich vor dem*

*Mob über meinen eigenen Besitz auszufragen. Natürlich habe ich mich geweigert zu antworten. Dann forderte er von mir, ihm unseren kleinen Sohn als Geisel für mein Wohlverhalten auszuliefern. Zur Antwort zeigte ich auf das Gemälde, das Valerius bei seinem Sieg über die Karthager zeigt, und erinnerte ihn daran, dass meine Vorfahren in ebenjener Schlacht gekämpft haben. Meine Familie, die sich nie vor Hannibal gefürchtet habe, werde sich nun gewiss nicht von ihm einschüchtern lassen.*

Die Notlage seines Sohnes erregte Cicero am meisten: »Die oberste Pflicht eines Mannes ist es, seine Kinder zu beschützen, und ich sitze hier und bin machtlos.« Marcus und Terentia fanden schließlich Unterschlupf im Haus von Ciceros Bruder, während seine angebetete Tochter Tullia bei ihren Schwiegereltern unterkam. Wie ihre Mutter, so versuchte auch Tullia, ihre Schwierigkeiten herunterzuspielen, und doch konnte man zwischen den Zeilen die Wahrheit leicht herauslesen: Sie pflegte ihren kranken Ehemann, den sanftmütigen Frugi, dessen Gesundheit noch nie die beste gewesen war und dem die Belastung ganz offensichtlich zusetzte. *O meine Geliebte, mein Herz verlangt nach dir*, schrieb Cicero an seine Frau. *Der Gedanke, dass du, liebste Terentia, einst Schirm und Schutz für jede unglückliche Seele, nun so gequält wirst ... Tag und Nacht sehe ich dein Bild vor mir ... Lebt wohl, meine fernen Lieben, lebt wohl.*

Die politischen Aussichten waren genauso trübe. Clodius und seine Anhänger hielten nach wie vor den Tempel des Casator in der südlichen Ecke des Forums besetzt. Sie nutzten ihn als ihr Hauptquartier und konnten so die Abstimmungen durch Einschüchterung beeinflussen und nach Belieben jeden Gesetzesantrag durchdrücken oder blockieren. Unter anderem erfuhren wir von einem neuen Gesetzesantrag, in dem die Annektierung Zyperns und die Besteuerung seines Reichtums »zum Wohle des römischen Volkes« – im Klartext, für das

Gratisgetreide, das Clodius an jeden Bürger ausgab – verlangt und Marcus Porcius Cato mit der Ausführung dieses Gaunerstücks beauftragt wurde. Natürlich wurde der Antrag verabschiedet. Welche Wählergruppe hätte jemals eine Steuer abgelehnt, die jemand anderes belastete, besonders wenn sie auch noch einem selbst zugutekam? Cato hatte sich zunächst geweigert. Aber Clodius drohte ihm mit Strafverfolgung, wenn er dem Gesetz nicht gehorche. Da Cato die Verfassung heilig war, glaubte er keine andere Wahl zu haben. Er segelte mit seinem jungen Neffen Marcus Junius Brutus nach Zypern, und damit hatte Cicero seinen wortgewaltigsten Anhänger in Rom verloren.

Gegen Clodius' Einschüchterungen war der Senat machtlos. Sogar Pompeius Magnus (»der Pharao«, wie Cicero und Atticus ihn unter vier Augen nannten) begann nun den übermächtigen Volkstribunen zu fürchten, den Caesar mit seiner Hilfe installiert hatte. Es gingen Gerüchte um, dass er die meiste Zeit mit seiner jungen Frau Julia, der Tochter Caesars, im Bett lag, während sein öffentliches Ansehen immer mehr abnahm. Um Cicero aufzuheitern, schrieb ihm Atticus Klatschbriefe über Pompeius, von denen einer erhalten geblieben ist.

*Du erinnerst dich sicher noch, wie der Pharao vor ein paar Jahren den König von Armenia wieder auf seinen Thron gesetzt und dessen Sohn als Geisel mit nach Rom gebracht hat, um sicherzustellen, dass der alte Herr nicht aus der Reihe tanzt? Also, kurz nach deiner Abreise aus Rom wollte Pompeius den lästigen Burschen aus dem Haus haben und quartierte ihn bei Lucius Flavius ein, dem neuen Prätor. Natürlich hat unser kleiner Schönling [so nannten Atticus und Cicero Clodius gern] schnell davon erfahren, hat sich bei Flavius zum Abendessen eingeladen und den Prinzen nach dem Essen einfach mitgenommen. Warum, höre ich*

dich fragen. Weil Clodius sich entschlossen hatte, den Prinzen anstelle seines Vaters auf den Königsthron von Armenia zu setzen und Pompeius die Reichtümer des Landes wegzuschnappen und sich selbst einzuverleiben. Unfassbar. Aber es kommt noch besser. Der Prinz wird also per Schiff nach Hause geschickt. Er gerät in einen Sturm, muss wieder umdrehen und segelt in den Hafen zurück. Pompeius schickt Flavius sofort nach Antium, damit er ihm seine Nobelgeisel wieder zurückholt. Aber Clodius' Leute warten schon, und in der Via Appia kommt es zum Kampf. Viele werden getötet, darunter auch Pompeius' enger Freund Marcus Papirius.

Seitdem sieht es für den Pharao schlecht aus. Neulich, als er auf dem Forum war, um sich den Prozess gegen einen seiner Anhänger anzuschauen (Clodius stellt sie einen nach dem anderen vor Gericht), da hat Clodius mit einer Bande seiner Schläger einen Gesang angestimmt. »Wie heißt der notgeile Imperator? Wie heißt der Mann, der so dringend einen Mann sucht? Wie heißt der Mann, der sich mit einem Finger am Kopf kratzt?« Nach jeder Frage schwang er die Falten seiner Toga hin und her – so wie es der Pharao macht –, und der Mob brüllte wie ein Zirkuschor den Namen: »Pompeius!«

Im Senat rührt keiner einen Finger, um ihm zu helfen. Alle glauben, dass er die Schmach redlich verdient hat, weil er dich im Stich gelassen hat ...

Aber wenn Atticus glaubte, solche Nachrichten hätten Cicero getröstet, so täuschte er sich. Im Gegenteil, er fühlte sich dann nur noch isolierter. Cato nicht mehr in Rom, Pompeius eingeschüchtert, der Senat machtlos, die Wähler bestochen und Clodius' Pöbel als Gesetzgeber – Cicero verzweifelte an der Aussicht, dass sein Exil vielleicht nie rückgängig gemacht würde. Er haderte mit den Umständen, unter denen wir zu leben gezwungen waren. Für einen kurzen Aufenthalt im Früh-

ling mochte Thessalonica ja ganz schön sein. Aber als die Monate dahingingen und der Sommer kam, wurde aus Thessalonica ein Höllenschlund. Die Luft war feucht. Mückenschwärme überfielen uns. Nicht der leiseste Windhauch rührte sich, und die Mauern der Stadt speicherten die Hitze noch, sodass die Nächte mitunter drückender waren als die Tage. Ich schlief im Zimmer neben Cicero – zumindest versuchte ich es. In meiner winzigen Zelle kam ich mir vor wie ein Spanferkel im Steinofen. Der Schweiß, der sich unter meinem Rücken sammelte, fühlte sich wie zerlaufenes Fleisch an. Oft hörte ich Cicero nach Mitternacht im Dunkeln herumstolpern, hörte, wie seine Tür sich öffnete, wie er mit nackten Sohlen über die Mosaikfliesen tapste. Dann schlich ich mich aus dem Zimmer und behielt ihn aus einiger Entfernung im Auge. Meist setzte er sich im Innenhof auf den Rand des ausgetrockneten Brunnens mit der von Staub verstopften Fontäne und schaute hinauf zu den leuchtenden Sternen, als könnte er an ihrer Konstellation ablesen, warum sein Glück ihn so grausam im Stich gelassen hatte.

Am nächsten Morgen rief er mich oft in sein Zimmer. »Tiro«, flüsterte er dann und umfasste fest meinen Arm. »Ich muss raus aus diesem Drecksloch. Ich verliere hier den Verstand, ich kenne mich selbst kaum noch.« Aber wohin konnten wir gehen? Er träumte von Athen oder vielleicht Rhodos. Aber Plancius wollte nichts davon wissen: die Gefahr eines Attentats sei sogar noch größer geworden, beschwor er Cicero, seit Gerüchte über seine Anwesenheit in der Gegend umgingen. Mit der Zeit kam mir der Verdacht, dass er es auch ein wenig genoss, einen so berühmten Menschen unter seinem Dach zu haben, und dass er uns deshalb nicht ziehen lassen wollte. Ich teilte Cicero meinen Verdacht mit, worauf er sagte: »Er ist jung und ehrgeizig. Vielleicht spekuliert er darauf, dass sich die Lage in Rom ändert und

er politisch davon profitieren könnte, dass er mir Unterschulupf geboten hat. Wenn dem so ist, dann macht er sich etwas vor.«

Eines Spätnachmittags, als die grausame Hitze des Tages schon ein wenig nachgelassen hatte, ging ich mit einem Packer Briefe für Rom in die Stadt. Es war schwer, Cicero überhaupt dazu zu bringen, seine Korrespondenz zu beantworten. Und wenn er es tat, dann diktierte er meist nur eine Liste von Klagen. *Ich stecke immer noch hier fest, habe niemand, mit dem ich reden, und nichts, worüber ich nachdenken kann. Für jemand, der so trübsinnig ist wie ich, könnte es keinen unpassenderen Ort geben, einen Schicksalsschlag ertragen zu müssen.* Aber er schrieb wenigstens. Zusätzlich zu dem vertrauenswürdigen Durchreisenden, dem man hin und wieder Briefe mitgeben konnte, hatte ich eine Vereinbarung mit einem einheimischen macedonischen Kaufmann namens Epiphanes getroffen, der ein Import-Export-Geschäft mit Rom unterhielt und mir Kuriere vermittelte.

Wie die meisten Menschen in diesem Teil der Welt war er ein ehrloser Halsabschneider. Aber ich hoffte, dass die Summen, die ich ihm zahlte, ausreichten, seine Verschwiegenheit zu gewährleisten. Er besaß ein Lagerhaus am Hang über dem Hafen, in der Nähe der Porta Egnatia, wo über den dicht gedrängten Dächern immer ein rötlich grauer Schleier aus Staub hing, den der Verkehr auf der Straße zwischen Rom und Byzantium aufwirbelte. Auf dem Weg zu seinem Schreibzimmer überquerte man einen Hof, wo seine Wagen be- und entladen wurden. Und dort stand an jenem Spätnachmittag ein Streitwagen. Die Stangen ruhten auf Steinblöcken, die ausgespannten Pferde sofften geräuschvoll aus einem Wassertrug. Der Anblick war inmitten der üblichen Ochsenkarren so ungewöhnlich, dass ich zu dem Wagen ging und ihn mir genauer anschaute. Anscheinend hatte er eine rasante Fahrt

hinter sich, jedenfalls war er so verdreht, dass man seine ursprüngliche Farbe kaum noch erkennen konnte. Aber er war schnell und stabil, gebaut für den Krieg. Ich ging die Treppe hinauf ins Schreibzimmer und fragte Epiphanes nach dem Besitzer.

Er schaute mich mit einem spöttischen Grinsen an. »Seinen Namen hat er mir nicht gesagt. Nur, dass ich ein Auge auf den Wagen und die Pferde haben soll.«

»Ein Römer?«

»Ohne Zweifel.«

»Allein?«

»Nein, er war in Begleitung ... ein Gladiator vielleicht. Jedenfalls beide jung und kräftig.«

»Wann sind sie gekommen?«

»Vor einer Stunde.«

»Und wo sind sie jetzt?«

»Wer weiß?« Er zuckte mit den Achseln und entblößte seine gelben Zähne.

Mir dämmerte eine furchtbare Erkenntnis. »Hast du meine Briefe geöffnet? Hast du mich beschatten lassen?«

»Mein Herr, ich bin schockiert ... also wirklich ...« Er breitete die Arme aus und richtete stumme, flehentliche Blicke an unsichtbare Geschworene. »Wie kann man nur auf so einen Gedanken kommen?«

Epiphanes! Für einen Mann, der seinen Lebensunterhalt mit Lügen bestritt, log er ausgesprochen schlecht. Ich drehte mich um, lief aus dem Zimmer und weiter die Stufen hinunter und verschnaufte keine Sekunde, bis ich unsere Villa sah, vor der nun zwei übel aussehende Gesellen herumlungerten. Als die beiden Fremden sich zu mir umdrehten, verlangsamte ich meinen Schritt. Ich konnte es förmlich riechen, dass man sie geschickt hatte, damit sie Cicero umbrachten. Einer hatte eine wulstige Narbe, die von der linken Augenbraue bis zum Kinn verlief.

(Epiphanes hatte recht gehabt: ein Kämpfer, der geradewegs aus einer Gladiatorenkaserne kam.) Der andere hätte Hufschmied sein können – Vulcanus höchstpersönlich, nach seinem stolzierenden Gang zu urteilen. Er hatte sonnenverbrannte Waden und Unterarme, und das Gesicht war so schwarz wie das eines Nubiens. »Wir suchen das Haus, in dem Cicero wohnt«, rief er mir zu. Als ich den Ahnungslosen zu spielen versuchte, schnitt er mir das Wort ab. »Sag ihm, Titus Annius Milo aus Rom ist da und möchte ihm seine Aufwartung machen.«



In Ciceros Zimmer war es dunkel, die Kerze war aus Luftmangel erloschen. Er lag mit dem Gesicht zur Wand auf der Seite.

»Milo?«, wiederholte er mit ausdrucksloser Stimme. »Was ist das für ein Name? Ein Grieche?« Dann drehte er sich auf den Rücken und stützte sich auf einen Ellbogen. »Moment ... heißt so nicht ein Volkstribun, der gerade gewählt wurde?«

»Genau das ist er. Er ist hier.«

»Aber warum ist er als gewählter Volkstribun nicht in Rom? In drei Monaten beginnt seine Amtszeit.«

»Er sagt, er will Euch sprechen.«

»Ziemliche lange Anreise für einen kleinen Plausch. Was wissen wir von ihm?«

»Nichts.«

»Vielleicht will er mich beseitigen.«

»Vielleicht. Er ist in Begleitung eines Gladiators.«

»Das macht ihn nicht gerade vertrauenswürdig.« Cicero legte sich wieder auf den Rücken und dachte nach. »Was soll's«, brummte er. »Ob ich tot bin oder lebe, wo ist der Unterschied.«

Er hatte sich so lange in der Dunkelheit verkrochen, dass

ihn das Tageslicht blendete, als ich die Tür öffnete. Cicero hielt sich die Hände vor die Augen. Steifbeinig und abgemagert, die Haut wächsern, Haare und Bart grau und struppig – er sah aus wie eine lebende Leiche, die gerade ihrem Grab entstiegen war. Kein Wunder, dass Milo ihn nicht erkannte, als er auf meinen Arm gestützt den Raum betrat. Erst als er die vertraute Stimme hörte, die ihm einen guten Tag wünschte, holte unser Besucher tief Luft, drückte die Hand aufs Herz und senkte das Haupt. Dann verkündete er, dass dies der größte Augenblick und die größte Ehre seines Leben sei, dass er Cicero zahllose Male in den Gerichtshöfen und auf der Rostra habe reden hören, aber nie geglaubt hätte, den Vater des Vaterlandes jemals persönlich zu treffen, ganz zu schweigen davon, ihm – wie er zu hoffen wage – einen Dienst erweisen zu dürfen ...

Während der junge Mann so redete, ging mit Cicero eine Veränderung vor. Schließlich konnte er nicht mehr an sich halten. Er lachte – etwas, was er seit vielen Monaten nicht mehr getan hatte. »Gut, gut, junger Mann, es reicht«, sagte er. »Ich verstehe: Du bist erfreut, mich zu sehen. Komm her!« Und dann trat er mit ausgebreiteten Armen vor, und die beiden Männer umarmten sich.

In späteren Jahren sollte Cicero für seine Freundschaft zu Milo viel Kritik einstecken müssen. Und es stimmte, der junge designierte Volkstribun war eigensinnig, brutal und rücksichtslos. Aber es gab Zeiten, in denen solche Wesenszüge mehr geschätzt wurden als Vernunft, Gelassenheit und Vorsicht – und dies waren solche Zeiten. Außerdem rührte es Cicero, dass Milo eine so lange Reise auf sich genommen hatte, um ihn zu besuchen. Es gab ihm das Gefühl, dass er noch nicht ganz abgeschrieben war. Er bat ihn, zum Essen zu bleiben und sich alles, was er ihm zu sagen habe, bis zum Abend aufzusparen. Er richtete sich für den Anlass sogar ein

bisschen her, kämmt sie die Haare und legt eine weiße Toga an.

Da Plancius aufs Land nach Tauriana gereist war, um seiner Pflicht als Richter am örtlichen Schwurgericht nachzukommen, ließen nur wir drei uns zum Essen nieder. (Milo Gladiator, ein Murmillo namens Birria, nahm sein Essen in der Küche ein. Selbst ein so umgänglicher Mensch wie Cicero, der dafür bekannt war, an seinem Tisch gelegentlich die Anwesenheit eines Schauspielers zu tolerieren, zog bei einem Gladiator die Grenze.) Wir lagen im Garten in einer Art feinmaschigem Zelt, das die Mücken abhielt, und im Laufe der nächsten Stunden erfuhren wir etwas über Milo und warum er die beschwerliche Reise von siebenhundert Meilen unternommen hatte.

Milo stamme, so sagte er, aus einer Familie, die zwar adelig, aber knapp bei Kasse sei. Er war von seinem Großvater mütterlicherseits adoptiert worden. Seinen Lebensunterhalt musste er selbst bestreiten. Als Besitzer einer Gladiatorenschule in Campania versorgte er Bestattungsspiele in Rom mit Kämpfern. (»Kein Wunder, dass wir nie von ihm gehört haben«, sagte Cicero später zu mir.) Seine Arbeit führte ihn oft nach Rom. Er sei von der von Clodius entfesselten Gewalt und Einschüchterungswelle entsetzt gewesen, behauptete er. Als Cicero verfolgt, angeprangert und schließlich aus Rom vertrieben worden sei, habe er geweint. Aufgrund seines Berufs habe er sich in der einzigartigen Lage gesehen, an der Wiederherstellung der Ordnung mitzuwirken, habe über Mittelsmänner Kontakt zu Pompeius aufgenommen und ihm ein Angebot unterbreitet.

»Was ich jetzt verrate, muss streng geheim bleiben«, sagte er mit einem Seitenblick auf mich. »Kein Wort davon darf jemals unseren Kreis verlassen.«

»Wem sollte ich etwas erzählen?«, erwiderte Cicero. »Dem

Sklaven, der meinen Nachtopf leert? Dem Koch, der mir das Essen bringt? Ich kann dir versichern, hier gibt es niemand sonst.«

»Sehr gut«, sagte Milo und erzählte uns dann von seinem Angebot an Pompeius: zweihundert ausgebildete Kämpfer zu seiner Verfügung, um das Zentrum Roms zurückzuerobern und Clodius' Herrschaft über die gesetzgebende Kammer zu beenden; als Gegenleistung eine bestimmte Summe zur Deckung der Kosten; außerdem Pompeius' Unterstützung bei den Wahlen zum Volkstribunen. »Als Privatmann konnte ich das nicht machen, du verstehst. Clodius hätte mich vor Gericht gezerrt. Ich habe ihm gesagt, dass ich die Unantastbarkeit durch das Amt brauche.«

Cicero musterte ihn eingehend. Sein Essen hatte er kaum angerührt. »Und was hat Pompeius geantwortet?«

»Erst hat er mich abblitzen lassen. Er sagte, er würde darüber nachdenken. Aber dann passierte die Geschichte mit dem Prinzen von Armenia, als Clodius' Leute Papirius getötet haben. Hast du davon gehört?«

»Ja.«

»Nun, nach dem Tod seines Freundes hat Pompeius anscheinend noch mal darüber nachgedacht. Am Tag nach Papirius' Verbrennung hat er mich jedenfalls zu sich nach Hause rufen lassen. »Deine Idee, Volkstribun zu werden ... abgemacht.«

»Und wie hat Clodius auf deine Wahl reagiert? Er muss doch wissen, was du im Schilde führst?«

»Deshalb bin ich hier. Davon hast du bestimmt noch nicht gehört. Nachdem es passiert ist, habe ich Rom sofort verlassen, kein Bote kann es schneller hierhergeschafft haben als ich.« Er hielt inne, streckte seinen Becher aus und verlangte nach Wein. Er hatte einen langen Weg zurückgelegt, um seine Geschichte erzählen zu können. Er war offensichtlich ein geborener Geschichtenerzähler, und er wollte sie in seinem

eigenen Tempo erzählen. »Es ist vor etwa zwei Wochen passiert, kurz nach den Wahlen. Pompeius hatte irgendetwas auf dem Forum zu erledigen, als er einer von Clodius' Banden über den Weg lief. Es gab ein bisschen Geschiebe und Geschubse, bis einer mit einem Dolch zugestochen hat. Viele Leute haben es gesehen, und sofort gab es großes Geschrei, dass Clodius' Schläger versuchen würden, Pompeius zu ermorden. Sein Gefolge hat ihn schnell da rausgeholt, nach Hause gebracht und dann das Haus verbarrikadiert. Und soweit ich weiß, ist er da auch jetzt noch, allein mit seiner Frau Julia.«

»*Pompeius Magnus* hat sich im eigenen Haus verbarrikadiert?«, sagte Cicero erstaunt.

»Ich kann es dir nicht verdenken, wenn du die Geschichte lustig findest. Keine schöne Wendung, aber gerecht, und Pompeius weiß das. Er hat mir sogar gesagt, es sei der größte Fehler seines Lebens gewesen zuzulassen, dass Clodius dich aus der Stadt vertreiben konnte.«

»Das hat Pompeius gesagt?«

»Deshalb bin ich durch drei Länder geeilt und habe dabei kaum gegessen und geschlafen – um dir die Nachricht zu überbringen, dass er alles in seiner Macht Stehende tun wird, um dich aus der Verbannung zurückzuholen. Er ist stocksauer. Er will dich wieder in Rom haben. Du sollst Seite an Seite mit ihm und mir die Republik von Clodius und seiner Bande befreien. Was sagst du dazu?«

Er war wie ein Hund, der seinem Herrn gerade eine frisch gerissene Beute zu Füßen legte und mit dem Schwanz auf die Polster der Liege klopfte. Wenn Milo jedoch Freude oder Dankbarkeit erwartet hatte, so wurde er enttäuscht. So zerrüttet sein Innenleben und so verwahrlost sein Äußeres auch sein mochten – Cicero durchschaute den Kern des Vorschlags sofort. Er schwenkte den Wein in seinem Becher und runzelte die Stirn, bevor er schließlich antwortete.

»Und was sagt Caesar? Ist der einverstanden?«

»Nun ja«, sagte Milo und rutschte nervös auf seinem Sofa herum. »Das wäre deine Aufgabe. Pompeius spielt seine Rolle, du musst deine spielen. Es würde ihm sicher schwerfallen, sich für deine Rückkehr einzusetzen, wenn Caesar Einwände hätte.«

»Er will also, dass ich mich mit ihm aussöhne?«

»Er benutzte das Wort *beschwichtigen*.«

Inzwischen war es dunkel geworden. Die Haussklaven hatten den Gartenzaun entlang Laternen entzündet, die von Nachtfaltern umschwirrt wurden. Das Licht reichte nicht bis zum Esstisch, sodass ich Ciceros Gesicht nur undeutlich sehen konnte. Er schwieg lange. Es war so grässlich heiß wie immer. Ich nahm die nächtlichen Geräusche Macedonias wahr – die sirrenden Zikaden und die summenden Mücken, das gelegentliche Bellen eines Hundes, die Stimmen der Einheimischen auf der Straße, die sich in ihrer fremden, rauen Sprache unterhielten. Ich fragte mich, ob Cicero das Gleiche dachte wie ich – dass er ein weiteres Jahr in dieser Umgebung nicht überleben würde. Gut möglich, denn schließlich stieß er einen resignierten Seufzer aus und sagte: »Und wie soll ich ihn *beschwichtigen*?«

»Das bleibt dir überlassen. Wenn jemand die richtigen Worte finden kann, dann du. Aber Caesar hat Pompeius deutlich zu verstehen gegeben, dass er etwas Schriftliches braucht, bevor er die Überprüfung seiner Haltung auch nur erwägt.«

»Ich soll dir also ein Schriftstück für Rom mitgeben.«

»Nein, dieser Teil der Vereinbarung muss zwischen dir und Caesar bleiben. Pompeius hält es für das Beste, wenn du einen persönlichen Emissär nach Gallien schickst – jemanden, dem du vertraust und der Caesar persönlich eine schriftliche Verpflichtung überreicht.«

Caesar! Am Ende schienen alle Fäden wieder bei ihm

zusammenzulaufen. Mir fielen die Trompetenklänge ein, unter denen seine Männer vom Marsfeld abmarschiert waren, und in dem stickigen Halbdunkel ahnte ich mehr, als dass ich es sah, wie sich beide Männer umwandten und mich anschauten.

## KAPITEL II

Wie leicht rümpften Menschen, die keine Rolle in öffentlichen Angelegenheiten spielten, die Nase über Kompromisse, die jenen abverlangt wurden, die die Entscheidungen trafen. Zwei Jahre lang war Cicero seinen Prinzipien treu geblieben und hatte eine Zusammenarbeit mit dem »Triumvirat« aus Caesar, Pompeius und Crassus bei der Lenkung des Staates abgelehnt. Er hatte ihre kriminellen Methoden öffentlich verurteilt, und sie schlugen zurück, indem sie Clodius den Weg zum Volkstribunen ebneten. Als Caesar ihm einen Legatsposten in Gallien anbot, der ihm Immunität gegen Clodius' Angriffe verschafft hätte, lehnte Cicero ab, weil es ihn zu einem Geschöpf Caesars gemacht hätte.

Der Preis für seine Prinzipientreue waren Verbannung, Armut und seelischer Zusammenbruch gewesen. »Ich habe mich selbst um jeden Einfluss gebracht«, sagte er zu mir, nachdem Milo zu Bett gegangen war und wir allein über Pompeius' Angebot diskutierten. »Und was hat es gebracht? Was nutzt es meiner Familie oder meinen Prinzipien, wenn ich für den Rest meines Lebens in diesem Loch festsitze? Sicher, eines Tages könnte man mich gelangweilten Schülern als leuchtendes Beispiel empfehlen: der Mann, der sich weigerte, jemals gegen sein Gewissen zu handeln. Vielleicht errichten sie, wenn ich stumm in meinem Grab liege, hinter der Rostra eine Statue

von mir. Aber ich will kein Denkmal sein. Mein Talent liegt in der Staatskunst, aber mit diesem Talent muss man am Leben und in Rom sein.« Er verstummte. »Andererseits ist mir allein der Gedanke, das Knie vor Caesar zu beugen, fast unerträglich. Nach all den Strapazen vor ihm kriechen zu müssen wie ein Hund, der seine Lektion gelernt hat ...«

Als er sich in sein Zimmer zurückzog, war er immer noch unentschlossen, und als Milo am nächsten Morgen seine Aufwartung machte, um sich die Antwort für Pompeius zu holen, hätte ich immer noch keine Voraussage gewagt, wie er sich entschieden hatte. »Sag ihm Folgendes«, begann Cicero. »Mein ganzes Leben war dem Dienst am Staat gewidmet, und wenn der Staat von mir verlangt, mich mit meinem Feind zu versöhnen ... dann werde ich mich versöhnen.«

Milo umarmte ihn und machte sich dann mit seinem Gladiator umgehend auf den Weg zurück zur Küste. Beim Anblick des Streitwagens mit dem derben, kampfeslustigen Pärchen konnte man nur um Rom bangen und ob des Blutes erschauern, das unweigerlich vergossen werden würde.



Es wurde beschlossen, dass ich gegen Ende des Sommers, sobald die Zeit der Feldzüge vorüber war, Thessalonica verlassen und meine Mission zu Caesar antreten sollte. Vorher abzureisen wäre sinnlos gewesen, da Caesar sich noch tief in Gallien befand und seine Angewohnheit, sich mit seinen Legionen in schnellen Gewaltmärschen fortzubewegen, eine Voraussage über seinen Aufenthaltsort unmöglich machte.

Cicero feilte viele Stunden an seinem Brief. Jahre später, nach seinem Tod, wurde eine Kopie davon zusammen mit der restlichen Korrespondenz zwischen Cicero und Caesar von den Machthabern beschlagnahmt, vermutlich für den Fall, sie wider-

sprache der offiziellen Geschichtsschreibung, die den Diktator als Genie und seine Gegner als dumm, gierig, undankbar, kurz-sichtig und reaktionär darzustellen pflegt. Ich nehme an, der Brief ist vernichtet worden, jedenfalls habe ich nie wieder von ihm gehört. Allerdings befinden sich meine Aufzeichnungen in Kurzschrift, die fast die gesamten sechsunddreißig Jahre meiner Arbeit für Cicero abdecken, noch in meinem Besitz – eine gewaltige Menge an unverständlichen Hieroglyphen, die die ignoranten Beamten, die meine Archive durchwühlten, vermutlich kaum eines Blickes gewürdigt haben. Aus diesen Aufzeichnungen konnte ich die vielen Gespräche, Reden und Briefe rekonstruieren, aus denen sich diese Memoiren Ciceros zusammensetzen – auch seine demütigende Bittschrift an Caesar aus jenem Sommer:

THESSALONICA,  
VON M. CICERO AN G. CAESAR, PROKONSUL.

*Sei gegrüßt.*

*Ich hoffe, du und deine Armee schlagen sich gut.*

*In den letzten Jahren sind zwischen uns viele Missverständnisse entstanden, unter denen es jedoch eines gibt, das ich, so es denn überhaupt existiert, vor allen anderen aus der Welt schaffen möchte. In meiner Bewunderung für deinen Einfallsreichtum und Patriotismus, deine Intelligenz, Tatkraft und Führungsstärke habe ich nie geschwankt. Zu Recht bist du in unserer Republik in eine Stellung von außerordentlicher Bedeutung aufgestiegen. Mögen deine Bemühungen, ob auf dem Schlachtfeld oder in den Belangen des Staates, von Erfolg gekrönt sein – woran ich keinerlei Zweifel hege.*

*Erinnerst du dich an den Tag, Caesar, als ich Konsul war und wir im Senat über die Bestrafung der fünf Verräter debattierten, die sich zur Zerschlagung der Republik und meiner Ermordung*

*verschworen hatten? Die Gemüter waren erhitzt. Gewalt lag in der Luft. Jeder misstraute jedem. Zu meinem Erstaunen traf ein ungerechtfertigter Verdacht sogar dich, und wäre ich nicht eingeschritten, wäre die Blume deines Ruhmes möglicherweise abgeschnitten worden, noch bevor sie hätte erblühen können. Du weißt, dass dies die Wahrheit ist, und nur ein Lügner könnte etwas anderes behaupten.*

*Inzwischen hat die Schicksalsgöttin unser beider Stellung ins Gegenteil verkehrt – jedoch mit einem Unterschied: Anders als du damals bin ich heute kein junger Mann mit strahlenden Zukunftsaussichten mehr. Meine Karriere ist vorüber. Sollte das römische Volk jemals für meine Rückkehr aus dem Exil stimmen, so würde ich nie mehr nach einem Amt streben. Ich würde mich nie mehr an die Spitze einer Partei oder Gruppierung stellen, vor allem keiner, die deinen Interessen abträglich wäre. Nie mehr würde ich danach streben, ein Gesetz aufzuheben, das während deines Konsulats in Kraft gesetzt wurde. In der kurzen irdischen Spanne, die mir noch bleibt, werde ich mein Leben allein der Wiederherstellung des Vermögens meiner armen Familie, der Unterstützung meiner Freunde in den Gerichtshöfen und dem Wohlergehen des Gemeinwesens widmen. Dessen sei versichert.*

*Ich sende dir diesen Brief durch meinen treu ergebenen Sekretär M. Tiro, an den du dich vielleicht noch erinnerst. Ihm kannst du jede Antwort, die du mir zukommen lassen möchtest, anvertrauen.*

»Es ist vollbracht«, sagte Cicero, als er fertig war. »Ein beschämendes Dokument, aber wenn es denn eines Tages vor einem Richter verlesen werden sollte, brauche ich wohl nicht zu sehr zu erröten.« Er fertigte eigenhändig eine Abschrift davon an, versiegelte sie und überreichte sie mir. »Halte die Augen offen, Tiro. Beobachte ihn und die Personen, die bei ihm sind. Ich will einen genauen Bericht. Wenn er fragt, wie es mir geht, tu

so, als wolltest du mit der Sprache nicht recht raus, und sage ihm dann ganz im Vertrauen, dass ich am Ende bin, geistig und körperlich. Je sicherer er sich ist, dass ich erledigt bin, desto eher lässt er mich zurückkehren.«

Zu jener Zeit, als der Brief geschrieben wurde, war unsere Lage gerade wieder sehr viel unsicherer geworden. In Rom wurde nach einer – von Clodius manipulierten – öffentlichen Abstimmung der Erste Konsul Lucius Calpurnius Piso, Caesars Schwiegervater und ein Feind Ciceros, zum Statthalter von Macedonia bestimmt. Er würde mit Beginn des neuen Jahres sein Amt antreten, und ein Vorauskommando seines Stabs wurde in Kürze in der Provinz erwartet. Wenn Cicero ihnen in die Hände fiel, würden sie ihn auf der Stelle töten. Eine weitere Tür schloss sich langsam für uns. Meine Abreise duldete keinen Aufschub mehr.

Mir graute vor einem emotionalen Abschied, und ich wusste, dass es Cicero nicht anders erging. Also richteten wir es in stummer Übereinkunft so ein, dass es nicht dazu kam. Am Abend vor meiner Abreise, als wir zum letzten Mal zusammen gegessen hatten, schützte er Müdigkeit vor und ging früh zu Bett. Ich versicherte ihm, dass ich mich am Morgen von ihm verabschieden würde. Tatsächlich verließ ich das noch dunkle und stille Haus vor Morgengrauen. Ich wusste, dass es in seinem Sinne war.

Plancius hatte eine Eskorte für mich organisiert, die mich über die Berge zurück nach Dyrrhachium geleitete. Dort ging ich an Bord eines Schiffes, das mich nach Italien brachte – diesmal nicht auf direktem Weg nach Brundisium, sondern in nordwestlicher Richtung nach Ancona. Die Überfahrt dauerte viel länger als auf dem Hinweg, fast eine Woche. Trotzdem ging es schneller als auf dem Landweg und hatte zusätzlich den Vorteil, dass ich nicht auf Clodius' Leute treffen konnte. Nie zuvor hatte ich eine so lange Reise allein unternommen,

und schon gar nicht mit dem Schiff. Mir graute vor dem Meer, wenn auch nicht wie Cicero, der Angst vor Schiffbruch und Ertrinken hatte. Bei mir war es die endlose Leere des Horizonts bei Tag und das gewaltige, gleichgültig glitzernde All bei Nacht, was mir zusetzte. Zu jener Zeit war ich sechsundvierzig, und ich war mir nur zu gut des Nichts bewusst, das wir alle ansteuerten. Während ich auf Deck saß, dachte ich oft an den Tod. Ich hatte viel erlebt, mein Körper war nicht mehr der jüngste, aber mein Geist erschien mir noch viel älter. Ich ahnte damals nicht, dass ich erst weniger als die Hälfte meines Lebens hinter mir hatte und es mir bestimmt war, Dinge zu erleben, die alle bisherigen Wunder und Dramen ziemlich blass und unbedeutend erscheinen lassen würden.

Das Wetter war günstig, und so erreichten wir ohne Zwischenfälle Ancona. Ich setzte meine Reise auf dem Landweg fort, überquerte zwei Tage später den Rubicon und erreichte die Provinz Gallia Cisalpina. Das war vertrautes Land für mich. Sechs Jahre zuvor hatte ich es mit Cicero bereist, als er in den Städten an der Via Aemilia Wahlkampf für das Konsulat gemacht hatte. Die Lese in den Weingärten war Wochen zuvor abgeschlossen worden, und die Stöcke wurden gerade für den Winter zurückgeschnitten. Über den Ebenen stiegen, so weit das Auge reichte, weiße Rauchsäulen von dem brennenden Rebschnitt in den Himmel. Es sah aus, als würde eine zurückweichende Armee verbrannte Erde hinter sich lassen.

In der Kleinstadt Claterna, wo ich für die Nacht Station machte, erfuhr ich, dass der Statthalter über die Alpen zurückgekehrt war und sein Winterlager in Placentia aufgeschlagen hatte, aber mit der ihm eigenen rastlosen Energie schon dabei war, in den Landgemeinden Gericht zu halten. Für den nächsten Tag erwartete man ihn in der Nachbarstadt Mutina. Ich verließ Claterna früh, fuhr gegen Mittag durch die schwer besetzten Stadtmauern Mutinas und steuerte die Basilika auf

dem Forum an. Der einzige Hinweis auf die Anwesenheit Caesars war ein Trupp Legionäre vor dem Eingang der Basilika. Ohne mich zu behelligen, ließen sie mich durch. Kaltes, graues Licht fiel durch die Obergadenfenster auf eine schweigende Schlange Bürger, die darauf warteten, ihre Gesuche vortragen zu dürfen. Ganz am Ende – zu weit weg, als dass ich sein Gesicht hätte erkennen können – saß Caesar auf seinem Richterstuhl zwischen den Säulen und sprach Recht. Das leuchtende Weiß seiner Toga stach deutlich gegen die triste Winterkleidung der Einheimischen ab.

Da ich nicht wusste, wie ich mich ihm nähern sollte, schloss ich mich der Schlange der Bittsteller an. Caesar traf seine Entscheidungen so schnell, dass man nicht lange auf einem Fleck stand. Als ich näher kam, sah ich, dass er mehrere Dinge gleichzeitig tat – er hörte dem jeweiligen Antragsteller zu, las Schriftstücke, die ihm von einem Sekretär gereicht wurden, und beratschlagte mit einem Offizier, der sich mit Helm unter dem Arm vorbeugte und ihm etwas ins Ohr flüsterte. Ich nahm Ciceros Brief aus der Tasche, um ihn parat zu haben. Doch dann schoss mir plötzlich der Gedanke durch den Kopf, dass dies vielleicht nicht der passende Ort sei, um ihm Ciceros Gesuch zu überreichen. Es war der Würde eines ehemaligen Konsuls nicht angemessen, sein Ersuchen zusammen mit den persönlichen Beschwerden von Bauern und Händlern abzuhandeln, so rechtschaffen diese Leute auch sein mochten. Der Offizier beendete seinen Rapport, richtete sich auf, setzte seinen Helm auf und ging in Richtung Ausgang gerade an mir vorbei, als unsere Blicke sich trafen und er überrascht stehen blieb. »Tiro?«

Noch bevor mir der Name des jungen Manns einfiel, sah ich seinen Vater in ihm. Es war M. Crassus' Sohn Publius, der jetzt Reitereiführer in Caesars Stab war. Anders als sein Vater war er ein kultivierter, vornehmer Mann und ein Bewunderer

Ciceros, dessen Gesellschaft er gesucht hatte. Er begrüßte mich freundlich. »Was führt dich nach Mutina?« Ich erzählte es ihm, und er erbot sich sofort, eine private Unterredung mit Caesar zu arrangieren, und bestand darauf, mich zu der Villa zu führen, wo der Statthalter und sein Gefolge wohnten.

»Ich freue mich, dich zu sehen«, sagte er auf dem Weg zu Caesars Quartier. »Ich musste oft an Cicero und das Unrecht denken, das man ihm angetan hat. Ich habe mit meinem Vater darüber gesprochen und ihn überredet, sich nicht gegen seine Rückkehr zu stellen. Pompeius ist auch dafür, wie du weißt. Erst letzte Woche hat er Sestius, einen der designierten Volkstribunen, hierher entsandt, damit er sich bei Caesar für Ciceros Sache einsetzt.«

Ich konnte mir eine Bemerkung nicht verkneifen. »Anscheinend hängt dieser Tage alles von Caesar ab.«

»Du musst seine Lage verstehen. Er empfindet keine persönliche Feindschaft gegen deinen Herrn, ganz im Gegenteil. Aber anders als mein Vater und Pompeius ist er nicht in Rom, wo er sich selbst verteidigen könnte. Er befürchtet, die politische Unterstützung zu verlieren, wenn er nicht in der Stadt ist. Er befürchtet, Cicero könnte nach Rom zurückkehren, bevor seine Arbeit hier vollendet ist, weil er deinen Herrn als größte Gefahr für seine Stellung betrachtet. Komm rein, ich will dir etwas zeigen.«

Wir gingen an dem Wachposten vorbei ins Haus. Publius lotste mich durch die überfüllten öffentlichen Räume zu einer kleinen Bibliothek, wo er aus einer Elfenbeinschatulle mehrere Berichte hervorholte, die alle in hübschen purpurfarbenen Schubern steckten.

»Das sind Caesars persönliche Exemplare«, sagte Publius, der die Rollen vorsichtig anfasste. »Er nimmt sie überallhin mit. Das sind seine Aufzeichnungen über den Feldzug in Gallien, die er regelmäßig nach Rom schickt, damit sie dort ausgehängt

werden können. Er hat vor, sie eines Tages gesammelt zu veröffentlichen. Ein herrlicher Stoff. Hier, sieh selbst.«

Er zog einen der Berichte heraus. In der Titelzeile war das Wort *commentarii* rot hervorgehoben. Er gab ihn mir:

*Der Arar fließt durch das Land der Häduer und Sequaner bis in den Rhodanus so unfassbar langsam, dass mit bloßem Auge nicht zu erkennen ist, in welche Richtung er fließt. Die Helvetier versuchten, den Fluss über zusammengebundene Boote und Flöße zu überqueren. Als Kundschafter Caesar darüber informierten, dass die Helvetier schon drei Viertel ihrer Streitkräfte übergesetzt hatten, dass sich aber der vierte Teil noch diesseits des Arars befand, brach er mit drei Legionen aus seinem Lager auf, griff die überraschten und nicht kampfbereiten Helvetier an und vernichtete einen Großteil ...*

»Herrlich, wie distanziert er über sich selbst schreibt«, sagte ich.

»Ja. Er will nicht überheblich klingen. Der richtige Ton ist ihm wichtig.«

Ich fragte, ob er mir erlauben würde, einen Teil davon zu kopieren und Cicero zu zeigen. »Er vermisst die regelmäßigen Nachrichten aus Rom. Was bis zu uns durchdringt, ist spärlich und kommt spät.«

»Natürlich, das ist alles für die Öffentlichkeit bestimmt. Außerdem werde ich dir einen Termin mit Caesar besorgen. Du wirst sehen, er ist in prächtiger Laune.«

Er ließ mich allein, und ich machte mich an die Arbeit.

Selbst wenn man einen gewissen Grad an Übertreibung einräumte, war aus den *commentarii* klar zu ersehen, dass Caesar eine erstaunliche Serie militärischer Erfolge errungen hatte. Seine ursprüngliche Mission war es gewesen, die Helvetier und vier andere Volksstämme aufzuhalten, die auf der Suche nach neuen Siedlungsräumen durch Gallien in westlicher Richtung

zum Atlantik wanderten. Er war der gewaltigen Kolonne, die sowohl aus kämpfender Truppe wie aus Alten, Frauen und Kindern bestand, mit einer neuen Armee aus fünf Legionen gefolgt, die er zum Großteil selbst ausgehoben hatte. Caesar hatte sie schließlich bei Bibracte in eine Schlacht gelockt. Als Garantie für seine neuen Legionen, dass weder er noch seine Offiziere sie bei ungünstigem Kampfverlauf im Stich lassen würden, hatte er ihre Pferde ans Ende der Truppe bringen lassen. Sie kämpften zu Fuß zusammen mit den einfachen Soldaten. Caesar hielt – nach eigenen Angaben – die Helvetier nicht nur auf, er metzelte sie nieder. Im verlassenen Lager des Feindes wurde später eine Liste gefunden, die Auskunft über den Umfang der Wanderungsbewegung gab:

Helvetier	263 000
Tulinger	36 000
Latobriger	14 000
Rauraker	23 000
Boier	<u>32 000</u>
	368 000

Von diesen überlebten laut Caesar hundertzehntausend, die in ihre frühere Heimat zurückkehrten.

Dann – was niemand sonst nicht einmal in seinen Träumen versucht hätte – führte er seine erschöpften Legionen in einem Gewaltmarsch durch Gallien zurück, um sich hundertzwanzigtausend Germanen zu stellen, die die Wanderung der Helvetier genutzt hatten und auf römisches Territorium vorgestoßen waren. Es folgte eine weitere große Schlacht, in der der junge Crassus die Reiterei befehligte und die nach sieben Stunden mit der völligen Vernichtung der Germanen endete. Es gab kaum einen Überlebenden, der zurück über den Rhein fliehen

konnte, der nun zum ersten Mal die natürliche Grenze des Römischen Reiches bildete. Somit waren, wenn man Caesars Angaben glauben mochte, binnen eines einzigen Sommers über dreihunderttausend Menschen getötet oder vertrieben worden. Zur Abrundung des Jahres hatte Caesar seine Legionen in ihr neues Winterlager geführt, das sich über hundert Meilen nördlich der alten Grenze von Gallia Transalpina befand.

Als ich meine Abschrift beendete, dämmerte es schon, aber in der Villa herrschte noch reger Betrieb – Soldaten und Zivilisten, die um einen Termin beim Statthalter ersuchten, und Kuriere gingen ein und aus. Zum Schreiben war es nicht mehr hell genug, also legte ich Wachstafel und Griffel beiseite und blieb einfach im Dunkeln sitzen. Ich fragte mich, was Cicero von alledem gehalten hätte, wenn er jetzt in Rom wäre. Eine Verurteilung von Caesars Siegen wäre ihm unpatriotisch erschienen. Andererseits waren so massive Vertreibungen und radikale Grenzveränderungen ohne Vollmacht des Senats gesetzwidrig. Ich dachte auch darüber nach, was Publius Crassus gesagt hatte – dass Caesar fürchte, Cicero könne nach Rom zurückkehren, bevor seine Arbeit hier vollendet sei. Was sollte *vollendet* in diesem Zusammenhang heißen? Das Wort klang verdächtig.

Meine Gedankengänge wurden von der Ankunft eines jungen Offiziers unterbrochen. Er war kaum dreißig, hatte kleine, blonde Locken, trug eine auffallend makellose Uniform und stellte sich als Caesars Adjutant Aulus Hirtius vor. Man habe ihm mitgeteilt, sagte er, dass ich einen Brief Ciceros für den Statthalter hätte, ob ich so freundlich wäre, ihm das Schreiben zu überreichen, er würde es an Caesar weiterleiten. Ich erwiderte, dass ich die strikte Anweisung hätte, den Brief persönlich auszuhändigen. Er sagte, das sei unmöglich. In diesem Fall, sagte ich, würde ich dem Statthalter von Stadt zu Stadt folgen, bis sich die Möglichkeit ergäbe, ihn zu sprechen. Hirtius schaute

mich mit finsterner Miene an, stampfte mit einer adretten Sandale auf den Boden und ging wieder. Eine Stunde verstrich, dann kam er zurück und forderte mich auf, ihm zu folgen.

Im öffentlichen Teil des Hauses wimmelte es immer noch von Besuchern, obwohl es inzwischen nachtschlafende Zeit war. Wir gingen einen Flur entlang und dann durch eine schwere Tür in einen warmen, wohlriechenden Raum, der mit dicken Teppichen ausgelegt und von hundert Kerzen hell erleuchtet war. In der Mitte stand ein Tisch, auf dem Caesar splinternackt auf dem Rücken lag und sich von einem Nubier Öl in die Haut massieren ließ. Er schaute mich kurz an und streckte die Hand aus. Ich gab Ciceros Brief Hirtius, der das Siegel öffnete und den Brief dann an Caesar weiterreichte. Zum Zeichen des Respekts richtete ich meinen Blick zu Boden.

»Wie war die Reise?«, fragte Caesar.

»Gut, Herr, danke«, sagte ich.

»Wirst du versorgt?«

»Ja, danke.«

Dann wagte ich es zum ersten Mal, ihn richtig anzuschauen. Sein muskulöser Körper glänzte und war vollkommen unbehaart – eine befremdliche Manieriertheit, die bewirkte, dass seine zahlreichen, wahrscheinlich vom Schlachtfeld herrührenden Narben noch deutlicher hervortraten. Sein Gesicht war zweifelsohne markant – hager und kantig, beherrscht von dunklen, stechenden Augen. Der Gesamteindruck war der von großer Kraft, geistiger wie körperlicher. Man konnte sehen, warum Männer und Frauen gleichermaßen seiner Anziehungskraft erlagen.

Er drehte sich zu mir auf die Seite und stützte sich auf einen Ellbogen – ein harter Bauch, kein Gramm zu viel. Dann machte er Hirtius ein Zeichen, der daraufhin ein tragbares Tintenfass holte und neben den Tisch stellte.

»Wie steht es um Ciceros Gesundheit?«, fragte er.

